

„Weil er er war, weil ich ich war“

Freundschaft über den Tod hinaus: Michel de Montaigne

Montaigne lebte und schrieb im 16. Jahrhundert in Frankreich, das damals Schauplatz fanatischer Religionskriege war. Inmitten von Verblendung und mörderischem Hass machte er die Ausnahme des Philosophen. Und dies tat er auf seine eigene, ganz neue Art: unbekümmert um System und Methode, sozusagen aufs Geratewohl. Was er ins Spiel zu bringen und schonungslos offen in Worte zu fassen hatte, das war er selbst in seiner ganzen Ungewissheit und Fraglichkeit.

Michel de Montaigne wollte versuchen, sich auf die Spur zu kommen und Ansätze zur Selbstportraittierung zu gewinnen. Und eben bei diesem Versuch sich zu zeichnen gelangte er mehr und mehr zur Beschreibung der menschlichen Natur, der *condicio humana*, überhaupt. Es entstanden ihm unter den Händen *Essais*, ein Buch, das er machte und das ihn machte: zum Autor, zum Denker, zum kundigen Vermittler in den menschlichen Angelegenheiten. So wurde er zum Ahnherrn der französischen Moralisten, zum Begründer eines Typs aphoristisch-essayistischen Philosophierens, das bis hin zu Nietzsche und weiter wirkt.

Die Achtsamkeit gegenüber dem Menschlichen steht dabei im Mittelpunkt aufgrund des Erlebnisses einer Freundschaft. Der junge Michel de Montaigne, graduiertes Jurist, Politiker, Bürgermeistersohn, war sie eingegangen mit Étienne de la Boétie, einem um drei Jahre älteren Parlamentskollegen. Er hatte ihn bereits aus dessen Schriften als gebildeten und mutig um Freiheit kämpfenden Autor schätzen gelernt. Diese Freundschaft sah er als *die* leidenschaftliche Erfahrung seines Lebens an. Sie galt ihm als ein-

zigartig, unvergleichlich, unbegründbar. Überlegte er, wie es dazu kam, wie sie bestehen konnte, so erkannte er: „Weil er er war, weil ich ich war.“ Diese Formel trug er in die *Essais* ein, in das achtundzwanzigste Kapitel des ersten Buches. *Über die Freundschaft* ist ein denkwürdiger Text, der sich an die antike Freundschaftsethik anschließt und in diesem Rahmen einzuordnen und zu verstehen sucht, was aber doch ganz außerordentlich und eigentlich ein in Ehren zu haltendes Geheimnis war: eine Fügung, ein Wunder, ein tiefes spirituelles Ereignis. Es war dies umso mehr, als Étienne, der Freund, nach wenigen Jahren starb. Das bestürzende Erlebnis dieses Sterbens und die abrupt beendete,

unersetzliche Freundschaft brachten Montaigne zum Denken. Zunächst berichtete und reflektierte er in einem ausführlichen Brief an seinen verehrten und geliebten Vater. Und dann in den *Essais*. Sie sind überhaupt als Gedenken an den verstorbenen Freund zu verstehen, als dankbare Fortführung und Erneuerung des freundschaftlichen Dialogs, einschließlich der unabweislichen Todesthematik. Sie sind ein einziges Zeugnis jenes „Pathos der Vermissung“, dem alle bleibende Philosophie, Religion und Kunst entspringt. Das Leben ging dennoch weiter. Ehe, Vaterschaft, Gutsherrschaft, Publikation, Politik, all das nahm Montaigne in der Folge bereitwillig auf sich. Er war der älteste Sohn, und inzwischen war auch der Vater gestorben. Dann allerdings kam es zu einer Lebenswende. Der 38-Jährige zog sich in einen Turm seines Anwesens zurück, wo er fortan mehr mit Büchern als mit Freunden und Frauen Umgang hatte. Er wollte nachdenken, studieren, schreiben. Was er trainierte, begann als ein Tasten und entfaltete sich als ein umsichtiges Erproben der Urteilskraft in den menschlichen Dingen. Schreiben und Reflektieren individualisierten sich immer mehr. Selbstbewusstsein bildete sich. Man hat von einer „Entdeckung des Ich“ gesprochen, auch wenn es wenig von einem auftrumpfenden „Ich denke, ich bin“ an sich hatte. Montaigne übte Zurückhaltung. Skepsis schien ihm angebracht, die Unabgeschlossenheit des Fragens. „Was weiß ich?“ So notierte er.



Pflichtethik

Die Beurteilung einer Handlung kann nicht aufgrund einer Bewertung von deren Folgen vorgenommen werden, sondern hängt einzig davon ab, dass sie „aus Pflicht“, das heißt um des moralischen Gesetzes willen erfolgte.